Zeitschrift: Colloquium Helveticum : cahiers suisses de littérature générale et comparée = Schweizer Hefte für allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft = quaderni svizzeri di letteratura generale e comparata

Herausgeber: Association suisse de littérature générale et comparée

Band: - (1995)

Heft: 22: Mélanges offerts à Manfred Gsteiger pour son soixante-cinquième anniversaire = Festschrift für Manfred Gsteiger zu seinem 65. Geburtstag

Artikel: Ein Reiher aus Babel

Autor: Stackelberg, Jürgen von

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006577

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jürgen von Stackelberg

EIN REIHER AUS BABEL

Die vierte Fabel des siebten Buches ist eine der hübschesten und charakteristischsten von La Fontaines Sammlung. *Hübsch* ist sie, weil darin der Reiher, um den es geht, als langschnäbelig, langhalsig und langbeinig vorgestellt wird, so dass man ihn fast überdeutlich vor sich zu sehen meint, *charakteristisch* ist sie, weil der Text dann voller Vermenschlichungen steckt, die den Vogel als einen gut-französischen Bourgeois zu erkennen geben, der sorgsam auf seine Diät und auf die Einhaltung fester Essensstunden bedacht ist: "Il vivait de régime, et mangeait à ses heures"! – Um den Nachvollzug der folgenden Anmerkungen zur Übersetzung der Fabel zu erleichtern, gebe ich jedoch erst einmal den Text wieder. Er lautet bekanntlich so:

LE HÉRON

Un jour sur ses longs pieds allait je ne sais où
Le héron au long bec emmanché d'un long cou.
    Il côtoyait une rivière.
L'onde était transparente ainsi qu'aux plus beaux jours;
Ma commère la carpe y faisait mille tours
    Avec le brochet son compère.
Le héron en eût fait aisément son profit;
Tous approchaient du bord, l'oiseau n'avait qu'à prendre,
    Mais il crut mieux faire d'attendre
    Qu'il eut un peu plus d'appétit.
Il vivait de régime, et mangeait à ses heures.
Après quelques moments, l'appétit vint; l'oiseau,
    S'approchant du bord, vit sur l'eau
Des tanches qui sortaient du fond de ces demeures.
Le mets ne lui plut pas: il s'attendait à mieux,
    Et montrait un goût dédaigneux,
    Comme le rat du bon Horace.
"Moi, des tanches? dit-il, moi, héron, que je fasse
Une si pauvre chère? Et pour qui me prend-on?"
La tanche rebutée, il trouva du goujon.
"Du goujon! c'est bien là le dîner d'un héron!
J'ouvrirais pour si peu le bec! Aux dieux ne plaise!"

Il l'ouvrit pour bien moins: tout alla de façon
Qu'il ne vit plus aucun poisson.
La faim le prit; il fut heureux et tout aise
De rencontrer un limaçon.

Ne soyons pas si difficiles:
Les plus accommodants, ce sont les plus habiles;
On hasarde de perdre en voulant trop gagner.
Gardez-vous de rien dédaigner,
Surtout quand vous avez à peu près votre compte.

Mit den Schlussversen leitet La Fontaine zur nächsten Fabel über, die dem selben Thema der überhöhten Ansprüche gilt und die die junge Dame, von der da die Rede ist, die Gelegenheit verpassen lässt, einen geeigneten Mann zu finden: "La Fille". Wie der Reiher sich schliesslich mit Schnecken zufriedengeben muss, weil er die Schleien und Gründlinge verschmähte, muss das Mädchen der "Doppelfabel" sich schliesslich mit einem "malotru" zufriedengeben. Hier soll jedoch nur von der ersten der beiden Fabeln die Rede sein, denn sie bietet dem Übersetzer eine Anzahl Übersetzungsschwierigkeiten, die für unseren Autor typisch sein dürften und denn auch auf die verschiedenste Art und Weise zu lösen versucht worden sind. Um die Vorlage zu "Le Héron", Straparolas "Piacevoli Notti", brauchen wir uns in diesem Fall nicht zu kümmern. Unsere Betrachtung soll nicht La Fontaines Rezeptionstechnik, sondern der Rezeption der Fabel im deutschen Sprachbereich gelten; auch das, denke ich, ein Thema, für das der Adressat dieser Festschrift sich als Komparatist und "Zweisprachler" interessieren dürfte.

Wir beginnen unsere vergleichende Analyse, der Chronologie folgend, mit der ältesten deutschen Übersetzung, die noch auf dem Markt ist, der von Ernst Dohm aus dem Jahre 1877. Es folgen Bemerkungen zur Übersetzung von Johanna Wege aus dem Jahre 1883, dann zu der ebenso frechen wie freien Wiedergabe von Rolf Mayr (von 1946) sowie zu der Schweizer Übersetzung von N. O. Scarpi (von 1965). Zum Schluss bringen wir noch die englische Wiedergabe von John Cairncross (von 1959) und den Versuch einer eigenen Prosaübersetzung. Voraus schicken wir einige wenige interpretierende Bemerkungen, die auf die Übersetzungsprobleme aufmerksam machen sollen, die die Fabel enthält. Eine vollständige Interpretation ist damit nicht beabsichtigt.

Die erste Übersetzungsschwierigkeit – auch wenn es keine sehr grosse sein mag – bietet schon das "je ne sais où" des ersten Verses. Es ist eine Formel, die die Lässigkeit des Autors, La Fontaines scheinbare "négli-

gence", betonen soll und nicht allzu viel Gewicht hat. Man mag sich sogar fragen, ob sie nicht – zumindest auch – um des Reimes willen dasteht. Gibt man sie mit "ich weiss nicht wo" wieder, so ist das zwar wörtlich, aber es gibt der Sache doch etwas zu viel Gewicht. "Irgendwo" läge da schon näher: es ist umgangssprachlich und entspricht insofern dem Original. Aber es ist wirklich die Frage, ob man die Wendung nicht überhaupt weglassen und durch eine andere, die dann eben auch des Reimes wegen da wäre, ersetzen darf. Denn es gilt, Umständlichkeiten zu vermeiden: wortwörtliche Anlehnungen, so zeigt schon dieses Beispiel, können dem Kunstcharakter der Fabel zuwiderlaufen – und den gilt es doch auf jeden Fall zu erhalten!

Aber in "ma commère la carpe" und "le brochet son compère" stecken entschieden grössere Wiedergabeschwierigkeiten. Erstens ist der Karpfen im Deutschen männlich (ebenso wie der Hecht) und zweitens sind die Attribute "Gevatter" und "Gevatterin" (vor allem das letztere) im Deutschen stärker, sagen wir, mit romantischer Pseudovolkstümlichkeit belastet, als das bei dem relativ unauffälligen Ausdruck im Französischen La Fontaines der Fall ist. Die beiden sind verwandt, sie gehören gleichsam der gleichen Kirchengemeinde an und – nicht zu vergessen! – die Bezeichnungen geben einen Geschlechtsunterschled zu erkennen. Ausserdem enthalten sie, für gebildete Leser, eine zarte Anspielung auf Voitures "Lettre de la Carpe au Brochet", die im Deutschen zwangsläufig verloren geht. Zweimal "Gevatter" klingt obendrein schlecht, aber "Gevatter" und "Gevatterin" klänge nicht besser. Was tun? Hier muss sich, ob er will oder nicht, der Übersetzer etwas einfallen lassen, das von La Fontaine wegführt – bemühen sollte er sich aber, den Witz der Sache irgendwie zu erhalten (denke ich).

Im elften Vers steht das schon zitierte "vivre au régime", womit die Einhaltung einer Diät gemeint ist. Aber wirkt das, wenn man es so sagt, nicht zu medizinisch?

"Le rat du bon Horace" (in Vers siebzehn) spielt natürlich auf die Stadtmaus an, von der in der sechsten Satire des zweiten Buches die Rede ist: sie ist bekanntlich eine Feinschmeckerin, die ihrem Gast "Ortolanreste" anbietet. Muss man die Anspielung verdeutlichen? Oder gewinnt die Fabel dadurch erneut einen zu schwerfälligen, pedantischen Ton?

Das Hauptproblem stellen jedoch in dieser, wie in jeder Fabel La Fontaines, die Reime dar. Will man reimen, weil man das für ein unerlässliches Ingrediens der Dichtung hält, so stellt sich bald heraus, dass man ohne Redundanzen nicht auskommt. Der Reimzwang ist die gefährlichste Klippe, an der man als Übersetzer Schiffbruch zu erleiden pflegt. Ich

denke, es ist von daher vertretbar, auf die Reime zu verzichten: der Verlust wiegt (so könnte man behaupten) weniger schwer, als das Risiko den Leser spüren zu lassen, dass hier "um des Reimes willen" etwas gesagt wird, was gar nicht bei La Fontaine steht. "Reim Dich, oder ich fress Dich" sagt der Leser sich da – und das wirkt sich meistens verheerend aus.

Ernst Dohm hat sich sorgfältig um Reime und Rhythmus gekümmert, und man merkt das auch. Seine Bemühtheit kann "betulich" wirken, so empfindet's jedenfalls der moderne Leser. Mag sein, dass der Leser von 1877 anders reagiert hat. Auf jeden Fall aber ist die Übersetzung stärker gealtert als das Original, das sich bis auf den heutigen Tag seine Frische erhalten hat. Dohm schreibt (es genügt die Anfangsverse anzuführen):

> Auf langen Beinen ging einst – wo, weiss ich nicht mehr –,
> Mit langem Schnabel an noch längrem Hals, einher
> An Ufers Rand entlang ein Reiher.
> Es war ein schöner Tag, das Wasser klar und hell,
> Und Vetter Karpfen schwamm, fortplätschernd Well auf Well,
> Umher mit Vetter Hecht im Weiher.
> Der Reiher hätte leicht dort einen Raub vollführt
> ... /...

Dass aus dem "je ne sais où" ein "wo, weiss ich nicht *mehr*" wird, hängt zweifellos mit dem Reimzwang zusammen, den Dohm sich auferlegt hat. Merkt man das vielleicht nicht, so merkt man den Reimzwang jedoch zweifellos dort, wo "hell" sich reimt auf "fortplätschernd Well auf Well"! Davon stand nichts im Original. "Commère" und "compère" ersetzt Dohm durch das unauffällige "Vetter": aber wenn ein Vetter mit dem anderen im Wasser umherschwimmt, veranlasst das niemanden zum Schmunzeln. Hier zeigt sich, was es mit der "Zweigeschlechtlichkeit" auf sich hat. Es sollte uns wundern, wenn da nicht etwas Galanterie mit im Spiele wäre! Die ist bei dem braven Dohm jedenfalls entfallen. Im übrigen hat sich der Fluss, weil "Reiher" sich so schön auf "Weiher" reimt, in ein stehendes Gewässer verwandelt. Damit wurde zumindest die Sachlage – oder die Situation – verändert. Es ist eine Ungenauigkeit, die nicht nötig gewesen wäre, wenn der Übersetzer sich nicht zu reimen vorgenommen hätte. (Dass das "emmanché" in der zweiten Zeile entfallen ist, mag dagegen hinzunehmen sein: wir haben kein Äquivalent für dieses, dem Handwerk entstammende, anschauliche und gängige französische Verb.) Schlimm (würden wir sagen) wird die Sache jedoch dort, wo Dohm den Reiher "einen Raub vollführen" lassen will – und deswegen haben wir den Vers noch mitzitiert. Auch 1877 kann das kein gutes Deutsch gewesen sein.

In der Folge fallen dem heutigen Leser vor allem die "sächsischen Genitive" auf: "Der Schleie Schar", "des Reihers Stand" und "des Ufers Rand". Wie so viele ältere Übersetzer meinte Dohm offenbar, so etwas kennzeichne die poetische Sprache (denn im gesprochenen Deutsch gebraucht man diese Wendung kaum). Uns wollen diese "sächsischen Genitive" an den Haaren herbeigezogen vorkommen; man stolpert darüher ebenso wie über das Wörtchen "peinlich", das in der "Moral" für "difficile" steht:

> Lasst uns nicht gar zu peinlich wählen;
> Wer sich zu schicken weiss, dem wird's so leicht nicht fehlen.

Bei solchen Worten wird der archaische Charakter der Dohm'schen Übersetzung besonders deutlich. Selbst wenn man das als einen eigenen Reiz empfinden kann, ist doch eine neue Übersetzung unbezweifelbar fällig. Dohms Version gehört in die Archive, nicht mehr auf den Buchmarkt (wo der Winkler-Verlag, München, sie bis heute vertreibt).

1991 hat der unermüdliche deutsche La Fontaine-Forscher J. Grimm eine Fabelübersetzung neu herausgegeben, die sich nur graduell, nicht prinzipiell von derjenigen Ernst Dohms unterscheidet. Johanna Wege, die Übersetzerin, rhythmisiert und reimt genauso originalgetreu wie Dohm und weist dabei weitgehend dieselben Altertümlichkeiten und Betulichkeiten auf. Der Reclam-Verlag, der die Übersetzung herausgebracht hat, hätte sich diese Kosten sparen können: auch die Übersetzung von Johanna Wege kann kaum mehr als ein historisches Interesse beanspruchen. – Unsere Fabel beginnt da so:

> Mit langem Schnabel auf dem langen Hals, dem feinen,
> Spaziert' ein Reiher einst mit seinen langen Beinen
> Entlang an eines Flusses Bord.
> Klar war die Flut, wie sie nur ist an schönsten Tagen,
> Gevattrin Karpfen sprang und spielte voll Behagen
> Mit dem Gevatter Hechte dort.
> Der Reiher hätte leicht sie beide können fassen
> .../...

Da musste offenkundig ans Ende der ersten Verszeile ein Wörtchen her: "dem feinen", damit sich das auf die langen Beine des Reihers reimen konnte. "Emmanché" entfällt auch hier. Dohms "des Ufers Rand", der auch schon nicht besonders glücklich ausgefallen war, musste "eines Flusses Bord" weichen, was die Sache nicht besser macht. Immerhin, den Geschlechtsunterschied hat die Übersetzerin beibehalten. Aber ist

"Gevattrin Karpfen" eine mögliche, eine akzeptable Lösung des Problems? Man mag das füglich bezweifeln. Schliesslich: das "Behagen", das vom Reimwort "Tagen" gezeugt wurde, passt es zu dem galanten Umkreisen der beiden, von dem im Original die Rede ist? Vielleicht schwammen die beiden quirlig umeinander herum? "Mille tours": das klingt danach! Kurz, die Übersetzung gehorcht erst recht, eher noch auffälliger als Ernst Dohm, dem Reimzwang und erweitert dadurch den Text um allerlei Zusätze, die mit La Fontaine nichts zu tun haben und ihm allen Schwung und Charme nehmen. – In der Folge fehlen auch hier die "sächsischen Genitive" nicht und manche Reime sind regelrechte Stilblüten, so wenn es heisst: "sein Geschmack war von den zarten/auf Besseres wollte er warten", oder: "bei allzuhohem Trachten/...hütet euch nichts zu verachten". Das ist ungefähr so geschickt geraten, wie das "hätte leicht sie beide können fassen" in unserer Wiedergabe. Johanna Weges Übersetzung ist nicht nur ebenso antiquiert wie diejenige von Ernst Dohm – sie steht qualitativ deutlich unter der seinigen.

Doch nun zu Rolf Mayr, dessen Fabelübersetzung in den Jahren 1945 bis 1947 entstanden ist und bis vor kurzem noch auf dem Buchmarkt war! Der Übersetzer erklärt im Nachwort, was er nicht originalgetreu habe übersetzen können, habe er durch "typische Eigenheiten der deutschen Sprache" ersetzt. Das klingt nicht schlecht: es handelte sich demgemäss um eine "Eindeutschung", was man gutheissen könnte, wenn sie wenigstens gelungen wäre. Aber daran muss man hier nun erst recht zweifeln. Mayr ist fern davon, sich nur sprachspezifische Freiheiten herauszunehmen (wir haben es schon angedeutet). Der Anfang unserer Fabel, man glaubt es kaum, lautet denn auch entsprechend:

> Auf hohen Stelzen sah man einst bei Babel
> den Reiher mit langem Hals und langem Schnabel
> am Fluss entlang spazierengehen.
> Das Wasser war sehr klar, vorzüglich auch das Wetter,
> Der Karpfen spielte mit dem Hechte, seinem Vetter,
> das hübsche Spielchen: "Wer frisst wen"?
> Dem Reiher war es leicht, sich einzumischen,
> er brauchte nur zu schnappen
> .../...

Die Probe genügt, um den Stil dieser Übersetzung zu kennzeichnen: frisch drauflos gereimt und dazuerfunden, Hauptsache die Verse reimen sich – und sie bringen den Leser zum Lachen! Weder die "Stelzen", noch gar das frei hinzuerfundene Babel haben irgend etwas mit dem französischen Text

zu tun, den Mayr (bajuwarisch-keck) zu übersetzen vorgibt. Aber das ist nichts im Vergleich zu dem "hübschen Spielchen 'wer frisst wen?'", das La Fontaine zu einem Darwinisten *avant la lettre* macht, um nicht von Nietzsche zu reden. Das ist eine Sinnverfälschung, die weit über das hinzuerfundene Babel hinausgeht und schlechterdings inakzeptabel ist. Es ist gut, dass diese Übersetzung inzwischen vom Buchmarkt verschwunden ist. Man könnte sie fast ein abschreckendes Beispiel nennen. Das Lachen, das auf das Konto des Übersetzers, nicht La Fontaines geht, rettet sie nicht.

Aber die Auswahlübersetzung von "Hundert Fabeln" La Fontaines in der Übersetzung von Hannelise Hinderberger und N. O. Scarpi ist noch auf dem Markt. Der Manesse-Verlag präsentiert sie (mit einem fragwürdigen Nachwort von Theophil Spoerri) 1987 in sechster Auflage. Das schmucke Bändchen beginnt, der Reihenfolge des Originals entgegen, mit unserer Fabel – und diese lautet in Scarpis Übersetzung folgendermassen:

> Die Beine lang und lang der Hals und lang der Schnabel,
> so ging, ich weiss nicht wo, der Reiher in der Fabel
> und kam an des Baches Rand.
> Das Wasser war so klar wie an den schönsten Tagen,
> der Karpfen tummelt' sich darin mit viel Behagen
> und in dem Hecht er den Gefährten fand.
> Der Reiher merkt' wohl gleich den billigen Profit,
> die Fische waren nah, er braucht sie nur zu nehmen
> ... /...

Bei der Wiedergabe des Anfangs lag dem Übersetzer (so möchte man annehmen) das dreifache "long" des Originals im Ohr. Er versuchte, den Effekt zu wahren, was ihm nicht schlecht gelungen ist – bis auf "des Baches Rand", der uns teils an Dohm, teils an Johanna Wege erinnert. Warum nicht Ufer? Und dann erinnert auch das "Behagen" an die deutsche Übersetzertradition, diesmal an Johanna Wege. Wäre es ein "Treffer", hätten wir nichts gegen die Übernahme, so aber gilt hier doch wohl das selbe wie im Falle der Übersetzerin von 1877. Der Karpfen bleibt männlich, der Hecht wird dementsprechend sein "Gefährte" – nun ja! Der "Profit" am Ende des siebten Verses hingegen scheint eher ein Abklatsch des Französischen zu sein: sollte es sich um einen "Helvetismus" handeln? (Gemeint ist: die leichte Beute, die der Reiher unklugerweise verschmäht.) Übrigens übersetzt Scarpi "il vivait de régime" mit "er lebte sehr genau" und auch das dürfte den Sinn nicht recht wiedergeben. Später schwingen sich dann die Schleien "keck" auf "aus dem Grunde"

(Reim: "zu fester Stunde"), und der Reiher "klappert" vor sich hin, als wäre er ein Storch. Die Übersetzung ist in manchen Wendungen durchaus originell, in anderen regelrecht missraten. Dadurch wirkt sie zumindest uneinheitlich. Mehr muss vielleicht nicht dazu gesagt werden.

Wohl aber verdient die nun erst recht originelle englische Übersetzung von John Cairncross ("La Fontaine *Fables* and other poems", Colin Smythe, Gerrards Cross, 1982) hier noch bedacht zu werden. Unser Fabelanfang lautet da so:

> The Heron, long-legged, once was sauntering,
> Long beak attached to long neck like an L
> (Old fables tell),
> Beside a stream,
> Transparent under an unclouded sky.
> In this, good Mistress Carp was gambolling
> With her friend, Master Bream.
> The Heron could have had them easily,
> ... /...

Grundsätzlich erlaubt die englische Sprache, dank ihres reichen Wortschatzes romanischen Ursprungs, Übersetzungen aus dem Französischen näher ans Original zu rücken, als die deutsche Sprache. Cairncross nutzt diese Möglichkeit, vor allem aber will er eine lebendige, dem gesprochenen Englisch unserer Tage nahestehende, und witzige Übersetzung bieten, wobei auch er gewisse "Frechheiten" nicht scheut, aber damit nie soweit geht wie Rolf Mayr. Ungeniert lässt der Übersetzer das "je ne sais où" weg; dann bringt er ein sehr anschauliches, umgangssprachliches Verb: "sauntering", das heisst "to walk in a leisurely way or without destination" (Oxford Concise Dictionary); er fügt aus Eigenem ebenso die Form des "L" hinzu wie den Kurzvers "Old fables tell". Keines von beidem steht im Original, aber beides *könnte* dastehen, denn solche Einsprengsel liebte der Fabulist. Cairncross' Frechheiten sind dem Kontext der Fabeln entnommen, allenfalls könnte man an die Burleskdichtung der Zeit denken (an die La Fontaine sich oft anschliesst), denn die "L-Form" von Hals und Schnabel des Reihers erinnert an das "Z", von dem Scarron sagte, er bilde es, krumm und gelähmt, wie er war, in seinem Lehnstuhl ab. Es handelt sich also, wenn man so will, um eine historische Rekonstruktion. Wie schliesslich "good Mistress Carp", die Karpfin, mit "Master Bream", dem Hecht "herumtollt" oder "-hüpft", das hat etwas von der Munterkeit der "mille tours" und schliesst den Flirt nicht aus. Cairncross reimt erfrischend, er kennt seinen La Fontaine und besitzt einen analogen, spritzi-

gen Ton. Dies ist eine Übersetzung, die zu lesen Spass macht, und es ist trotz ihrer Modernität keine Verfälschung.

Da diese Überlegungen zu älteren Fabelübersetzungen von der Bemühung um eine neue Übersetzung ausgelöst worden sind, darf hier, quasi als Anhang, denn wohl der eigene Übersetzungsversuch auch nicht fehlen. Er präsentiert sich anspruchsloser als alle zitierten: ungereimt und jambisch rhythmisiert (aber nicht in rigiden Blankversen). Einen Kommentar dazu zu geben, verbietet sich, er sei dem Adressaten dieser Festschrift überlassen!

Hier also der – bisher unveröffentlichte – Übersetzungsversuch, der Teil einer neuen Gesamtübersetzung von La Fontaines Fabeln ist, die Ende 1995 im Goldmann-Verlag, München, erscheinen soll.

Eines Tages kam irgendwo auf langen Beinen
ein Reiher mit langem Schnabel auf langem Halse daher.
Er ging an einem Fluss entlang. Das Wasser
war durchsichtig wie an hellen Tagen.
Darin zogen Frau Karpfin und Gevatter Hecht
munter ihre Kreise; so nahe am Ufer wären sie
dem Reiher eine leichte Beute gewesen,
doch er wollte lieber noch warten,
bis er Hunger hätte. Denn er hielt Diät
und ass nur zur festgesetzten Stunde.
Gleich danach kam der Appetit. Der Vogel
nähert sich dem Ufer und sieht Schleien
aus der Tiefe kommen. Das Gericht
sagte ihm nicht zu, er hoffte auf Besseres,
verschmähte den Bissen, wie die Stadtmaus
des guten Horaz. "Ich Schleien essen?
Ich, ein Reiher, solche armselige Kost?
Für wen hält man mich denn?" Den Schleien
folgten Gründlinge. "Gründlinge? Als ob
das eine Reiherspeise wäre. Dafür mache ich
den Schnabel nicht auf, da sei Gott vor!"
Schliesslich öffnete er ihn für geringere Kost:
kein Fischlein zeigte sich mehr, der Hunger packte ihn
und er war froh und glücklich eine Schnecke zu finden.

Seien wir nicht zu heikel! Wer sich zufrieden gibt,
ist weise. Wer zuviel haben will, riskiert alles
zu verlieren. Man soll nichts verschmähen,
vor allem dann nicht, wenn man bekommen hat,
was einen einigermassen zufriedenstellen kann.

Résumé

Dans notre article, nous présentons quatre traductions de la quatrième fable du livre sept de La Fontaine: elles sont dues à Ernst Dohm (1877), à Johanna Wege (1883), à Rolf Mayr (1946) et à N. O. Scarpi (1965). Puisqu'elles sont en vers, les traducteurs ont dû ajouter des mots ou des phrases qui ne sont pas dans l'original: bien qu'il soit en principe compréhensible que l'on veuille garder le caractère poétique de la fable de La Fontaine, il s'avère inévitable de s'éloigner de l'original et de devenir "redondant". Le plus insouciant, pour ne pas dire extravagant de ces quatre traducteurs allemands est Rolf Mayr qui ne se gène pas – pour trouver une rime – de parler du héron en question comme d'un oiseau venant de Babylone: "Babel" rime en allemand à "Fabel". Cette traduction, qui se trouvait encore dans le commerce très récemment, nous paraît inacceptable.

Nous citons ensuite une traduction anglaise – de John Cairncross – qui ne manque pas non plus de hardiesse, mais qui rend quand même le ton négligé et pseudo-populaire de la fable. Nous proposons, pour finir, notre propre traduction de la fable de La Fontaine: elle est en prose, mais stylisée afin de garder, dans la mesure du possible, le caractère poétique de l'original.